

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 13.

Freitag, 16. Januar.

1931.

Die Puppe Virginia / Roman von Ery H. Gulden

(5. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Die Köchin Martine schüttelte den Kopf. „Das geht nicht gut! Hören Sie, was ich Ihnen sage, Herr Alexander, das geht nicht gut.“

„Mag sein“, sagte Alexander.

Niemand brauchte zu wissen, wie er sich um Thomas Rouff sorgte. Nun war der Herr wieder da, doch wie früher war es nicht. Rouff war leidend, das sah man deutlich. Er schlief schlecht und rührte kaum die Speisen an.

„Ich brauche eigentlich nicht mehr zu kochen“, sagte Martine gekränkt.

Die Türen zum herbstlichen Garten blieben verschlossen, die Vorhänge herabgelassen. Alexander versuchte vorsichtigen Widerstand, doch Herr Rouff sagte: „Lassen Sie, mich stört das.“

Im oberen Stodwerk wurden zwei Zimmer ausgeräumt. Die schönen alten Möbel wurden auf den Söller geschafft und neue Sachen angefahren. Alexander sah sie befremdet. Als alles neu eingerichtet war, ordnete Herr Rouff an, daß niemand in diesen Räumen etwas zu suchen habe und daß sie verschlossen blieben. Er selbst hielt sich oft darin auf. Keiner durfte ihn stören. Sein Gesicht war sehr schmal und blaß geworden, er nahm ständig ab, und er sprach nur noch das Aller-notwendigste. Der Diener Alexander wagte zuerst, mit Herrn Rouff über den unhaltbaren Zustand zu reden. Der sagte ihm rund heraus, daß es nicht seine Angelegenheiten seien und daß er sich diese Bevormundung verbitte. So sagte Thomas Rouff, der ein gütiger, höflicher Herr gewesen war.

„Dann möchte ich zum ersten gehen“, sagte Alexander böse.

„Wenn es Ihnen hier nicht mehr paßt, dann können Sie gleich gehen“, antwortete Herr Rouff und bezahlte ihm das Gehalt für drei Monate aus. Die Köchin Martine heulte laut drauflos, als sie das hörte.

Als Alexander gegangen war, hörte jede Regelmäßigkeit auf. Herr Rouff nahm seine Mahlzeiten in der Stadt. Abends mußte Martine Flaschen aus dem Keller holen. Herr Rouff nahm sie selbst mit nach oben und schloß sich ein. Nein, es war kein schönes Leben mehr. Nach einiger Zeit trat Frau Witt ein, eine ältere, mürrische Person, welche die Aufgabe hatte, das Haus in Ordnung zu halten. Von da ab gab es kein Halten mehr. Frau Witt steckte ihre Nase in alles. Martine, die um ihren Herrn trauerte wie um einen Toten, war machtlos gegen sie. Ohne daß sie es recht merkte, ließ sie sich ausfragen, kommandieren und, was schlimmer war, sich das Wirtschaftsgeld aus den Händen nehmen. Frau Witt wußte nun, daß Rouff einmal mit Fräulein Linker verlobt gewesen war, wie diese Braut ausgesehen hatte, wußte sie ebenfalls. Martine hatte ihr in großer Heimlichkeit das Bild gezeigt, das nun in Herrn Rouffs Schreibtisch lag. Martines Gesicht glühte wie eine Paeonie.

„Diese Person ist an allem Unglück schuld, das können Sie mir glauben. Sie hätten den Herrn kennen müssen.“

Martine geriet völlig außer sich und in diesem Augenblick kam Herr Rouff. Er rief sie sogleich zu sich.

„Ich liebe klatschende Diensthoten nicht, wer gegen mich ist, muß gehen.“

Nun saß Martine in der Küche. Sie tat nichts mehr. Ihr Schmerz war weithin hörbar. Wenn sie später darüber sprach, so sagte sie nach Art der Leute, für die Lärm ein Gradmesser der Gefühle ist: „Ich habe ganz laut geschrien.“

Frau Witt stand hager und hämisch dabei. Sie hielt die Hände auf dem Leib verschlungen und wartete auf die Zeit, wo ihr die Alleinherrschaft gehörte. Diese Zeit kam schnell.

Thomas Rouff erledigte seine Fahrten zum Werk nur widerwillig. Er fuhr stets im geschlossenen Wagen, ließ sich vom Sekretär die Post vorlegen, bestimmte Wortfarg und saß am Schreibtisch, bis seine Zeit um war. Seine Mahlzeiten beachtete er nicht. Erst am Abend lebte er etwas auf.

„Ich gehe nach oben, Frau Witt“, sagte er, „man soll mich nicht stören.“

Und er ließ aus dem Keller zu trinken holen. Die Schlüssel hatte er längst der Frau anvertraut. Wenn Thomas gegangen war, schaltete Frau Witt alle großen Lampen aus und setzte sich mit einer Flasche Sektwein in eine Ecke. Dort las sie Zeitungsromane. Ab und zu oft kam es auch vor, daß Herr Rouff lachte. Frau Witt zerbrach sich den Kopf, ob Herr Rouff Besuch habe. So sehr sie auch auf der Pauer lag, vom Garten her konnte man leicht jemanden einlassen, ohne daß sie es merkte. Vor allem, wenn Rouff sie in den Keller schickte. Sie nahm sich vor, besser aufzupassen. Das wäre ja noch schöner, wenn man sie zum Narren halten wollte. Was wohl da oben los sein möchte! Frau Witt hörte den Rhythmus bizarrer Regergesänge und wartete auf Tanzschritte. Aber sie blieben aus. Dieser Rouff, Frau Witt ärgerte sich. Sie bespionierte ihn, sie bestrahlte ihn, sie hatte Vorteile von ihm und konnte ihn nicht ausstehen.

Frau Witt schätzte Geld über alles. Eine krankhafte Sucht, besitzen zu wollen, war in ihr. Sie wollte Geld, nicht um schöne Dinge zu kaufen, sondern um es aufzustapeln und weil sie es niemandem gönnte. Nun, im Herrn Rouff wollte sie schon helfen. Er kümmerte sich um nichts, ihretwegen konnte die Wirtschaft verlottern. Er trank, gut, mochte er ruhig trinken. Je mehr, desto besser. Unmerklich, mit geschmeidiger Besessenheit, bestärkte und unterstützte sie diese Neigung. Und sie wäre eine ideale Kupplerin geworden, wenn sie nur gewußt hätte, wen Herr Rouff heimlich in das Haus ließ. Denn daß er nicht allein in diesen so ängstlich behüteten Räumen war, stand bei ihr fester, je länger sie das Tun beobachtete. Wie aber konnte sie ihn ganz in ihre Macht bekommen, wenn sie nicht alles wußte? Frau Witt war wütend auf sich selbst, ohne daß sie damit weiterkam. Sie konnte es nicht verhindern, daß Rouff sie schickte, irgendeine Besorgung zu machen, daß er Befehl gab, Flaschen oder auch wohl Speisen oben im Gang abzustellen, daß verschürte Pakete kamen, die er selbst hastig an sich nahm. Oft, wenn sie von ihm hinausgeschickt wurde, blieb sie an der Straßenecke stehen und sah nach dem Eingang, zehn Minuten, eine Viertelstunde. Es

war vergebens. Und dann führte sie verärgert ihren Auftrag aus. Sie nahm es Herrn Rouff übel, daß er sich nicht überraschen ließ, doch sie gab die Hoffnung nicht auf.

Thomas wußte, daß Frau Witt ihm keineswegs wohlwollte. Es kam ihm nicht in den Sinn, sich aufzuheben. Er hatte längst den Überblick verloren und den Sinn für seine Umgebung. Er sah nicht sehr gut aus mit dem allzu mageren Gesicht, den tiefliegenden tranken Augen und der Kleidung, die nichts mehr von der peinlichen Gepflegtheit früherer Tage hatte. Er fügte sich Frau Witts Anordnungen und gab das geforderte Geld. Nur in einem blieb er fest. Er gestattete ihr keinen Einblick in die beiden Zimmer.

„Holen Sie zwei Flaschen Burgunder herauf, Frau Witt“, sagte Thomas, „und machen Sie ein paar Brötchen zurecht.“

„Ich bin doch lange genug hier“, wagte Frau Witt in süßem Tone zu bemerken, „Herr Rouff könnte Vertrauen haben. Ich würde den Tisch schön decken, man versteht sich auf sowas.“

„Danke“, sagte Thomas kurz. „Wir wollen es so lassen wie bisher. Sie bringen die Sachen nach oben und setzen sie im Gang auf den Tisch.“

Frau Witt hielt ihre verschränkten Hände gewohnheitsgemäß über dem Leib.

„Ich meinte nur. Ich mische mich nie in Dinge, die mich nichts angehen.“

„Es ist gut“, wehrte Rouff allem weiteren ab.

Frau Witt saß beim Kaffee. Sie beugte sich über eine Romanbeilage, hatte beide Ellbogen breit aufgelegt und streute Kuchenkrümel umher. Gab sie sich schon in Thomas Anwesenheit keinerlei Mühe, so tat sie überhaupt nichts mehr, sobald er fort war. Man merkte das dem Hause deutlich an. Alles war grau verstaubt, unordentlich und sah unbewohnt aus. Es fehlte überall, außer am reichlichen Essen und Trinken für Frau Witt selbst. Alles Geld, das sie von Rouff erhielt, wanderte in ihre Tasche. Sie vernachlässigte auch Kleidungsstücke und Wäsche.

Rouff, der müde und elend aussah, merkte von alledem nichts. Frau Witt verfolgte diesen Verfall mit einer beinahe krankhaften Schadenfreude. Sie dachte auch ständig darüber nach, wie sie ihn überraschen könne und völlig in die Hand bekäme. Denn, daß es sich um eine Sache handelte, die das Tageslicht scheute, stand bei ihr fest. Sie hatte eine richtige Wut auf Herrn Rouff, der es wagte, Heimlichkeiten vor ihr zu haben. Frau Witt schwenkte die Kaffeetasse im Kreise, um auch das letzte bißchen Zucker mitzubekommen. Sie zog ihre niedere Stirn vor Ärger und Eifer in hundert Falten. Plötzlich sprang sie auf. Sie ging nach oben. Ein paar Stangen vom Treppenläufer waren lose. Die Frau stieß danach, machte sie aber nicht fest. Mit hängenden Schultern und einer Verbissenheit, die sich sogar im Gang äußerte, stieg sie die Stufen hinauf. In den breiten Gang des ersten Stockwerks fiel noch ein schräger Strahl der Nachmittagssonne. Warf helle Lichter auf die goldgelbe Tapete. An den Wänden standen einzelne antike Möbel. In einem chinesischen Kübel ein verstaubter Gummibaum, der Frau Witts Herrschaft eisernen Widerstand entgegensetzte. Da waren nun diese Zimmer, die ihr verschlossen blieben. Rein mechanisch ging Frau Witt auf die Tür zu und drückte die Klinke nieder. Die Tür sprang auf. Frau Witt, unvorberichtet, fiel beinahe über die Schwelle. Ihr Erstaunen war maßlos. Sie war ganz überwältigt von dieser Chance.

Doch dann faßte sie sich. Solche Gelegenheit kam nie wieder. Mit dem Eifer eines Detektivs machte sie sich daran, Thomas Rouffs Geheimnis zu ergründen. Ein Geheimnis, das keines war. Denn nur zu offensichtlich lag alles vor der spionierenden Alten. Eine Weißbergschichte, das hatte sie ja gewußt. Aber irgend etwas mußte trotzdem nicht stimmen. Im ersten Raum war eine fürchterliche Unordnung. Stuhlbeine mit himbeerfarbenen Bezügen standen wahllos umher. Bunte Kissen lagen zerdrückt, Spikendecken hingen schief. Das

Grammophon stand offen. Staubige Platten lagen überall umher. Auf dem Tisch waren gebrauchte Gläser und Teller mit Speiseresten. Frau Witt ging in das Schlafzimmer. Sie beugte sich mit einer Art schadenfroher Neugierde über Puderboxen und Parfüms, die reichlich den Toilettentisch zierten. Sie sah ein leuchtendes Paillettenkleid über dem Sessel hängen. Die Wandschränke blieben fest verschlossen, so sehr sich Frau Witt auch bemühte, sie zu öffnen. Nein, sie konnte keinen Anhaltspunkt finden, um welche Frau es sich hier handelte. Sie lachte hämisch. Herr Rouff sollte sich doch wundern, wenn sie eines Tages kam und ihm sagte, daß sie Bescheid wisse. Und dies Wundern sollte er nicht umsonst haben, so wahr sie Katharina Witt hieß.

Wenn Herrn Rouffs Haushälterin bis jetzt alle freie Zeit ergebnislos mit Lauschen und Lauern verbracht hatte, so war nach der letzten Entdeckung entschieden das Glück mit ihr. Kurz nachdem sie die Zimmer offen gefunden hatte, wurde ihre Beharrlichkeit durch einen großen Erfolg belohnt.

Herr Rouff war ganz besonders nervös gewesen. Dann hatte er schweren Burgunder und Champagner bestellt und war nach oben gegangen. Er ging die Stufen mühsam und hielt sich am Geländer fest. Frau Witt suchte etwas später im Keller die gewünschten Marken aus, brachte eine Flasche für sich selbst beiseite und ging gleichfalls hinauf. Sie setzte alles auf die Kommode im Gang, dann lauschte sie, ob sich nichts rühre. Es blieb aber alles still, und obgleich sie genau wußte, daß die Tür von innen verhängen war, beugte sie sich, um, unwiderstehlich angezogen, durch das Schlüsselloch zu sehen. Und, wahrhaftig, sie sah.

Sah deutlich, daß auf dem himbeerfarbenen Sofa Herr Rouff saß. Und neben ihm eine Dame. Diese Dame im hellen Spitzenkleid hatte gelbe Locken, einen roten Mund, dessen Winkel in nichtisagendem Lächeln aufwärtsgebogen waren. Diese Dame war — Frau Witt mußte nachdenken — ja, das war die Dame von der Photographie, die unten in der Schreibtischschublade lag. Frau Witt geriet in Aufregung. Nun hatte sie gewonnenes Spiel. Sie unterdrückte mit Mühe einen Ausruf, doch sie war klug. Hier mußte mit Vorsicht gehandelt werden. Absichtlich laut setzte sie die Flaschen noch einmal nieder und stieg die Treppe hinab. Jeden Augenblick konnte Rouff seine Unachtsamkeit bemerken und sie ertappen. Sie war gerade unten in der Halle angelangt, als die Tür heftig geöffnet wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Filmstoffe, die das Publikum liebt.

Von Greta Garbo,
der weltberühmten Filmschauspielerin.

Ich habe oft sagen hören, Filmschauspielerinnen machten sich nur lächerlich und seien affektiert, wenn sie von ihrer Zuneigung zu ihrem Publikum sprechen, das sie doch niemals zu sehen bekommen. Mag das nun sein wie es will, auf jeden Fall erringt die Filmschauspielerin das Vertrauen des Publikums und erfährt so, was die Öffentlichkeit liebt und was sie verabscheut. Ich bin davon überzeugt, daß die Bewunderung, die Liebe des Publikums etwas Echtes und Edles ist, während seine Abneigung den Kern der Sache trifft. So muß jede Filmschauspielerin, die sich in die Nähe des Publikums vertieft, innige Zuneigung zu Menschen empfinden, deren Zuneigungen und Abneigungen so einfach sind.

Wenn ein Film populär sein soll, so müssen darin auftreten: Ein braver, ritterlicher Held, ein Schurke als sein Gegenspieler und ein schönes Mädchen, das einen Verteidiger findet. Mut und Bravheit gewinnen die Schönheit, und der Schurke, der eine Zeitlang seinen verbrecherischen Weg verfolgen durfte, wird unschädlich gemacht, worauf zum Schluss alle guten Engel triumphieren. Dieser einfache Grundgedanke sieht sich wie ein roter Faden durch alle Filme, die je vollständig geworden sind, und kein Filmschriftsteller, der auf das Interesse des Publikums Wert legt, kann auf ihn verzichten. Satiren mit unglücklichem Ende gefallen gewöhnlich nur einem recht eng begrenzten Kreise. Und das ist gut so, denn der Satiriker, der eine schlechte Meinung von der Menschheit hat, befindet sich eben auf dem Holzwege. Das

Publikum will die Tugend zum Schluß stehen sehen, es verlangt die Liebe als Belohnung für die Helden. Schurkerei dagegen muß an den Pranger gestellt werden. Diese Punkte sind das Charakteristische aller volkstümlichen Filme.

Zugegeben, daß verschiedene Filme außerordentlich populär wurden, deren Helden Räuber waren oder auf andere Weise mit dem Strafgesetz in Konflikt gerieten. Aber auch dies ändert nichts an dem, was ich gesagt habe. Denn auch der vom Gesetz verfolgte Held wird nur durch edle Impulse geleitet. Er ist den Armen gegenüber gut, freundlich zu den Kindern, ritterlich und höflich, sobald er mit Frauen zu tun hat. Und wenn der Verlauf der Handlung verlangt, daß die Moral auf jeden Falle siegt, dann muß eben das Gesetz, gegen das der Held verstößt, die Rolle des Schurken übernehmen. Der Held ist dann ungerecht behandelt worden, weil das Gesetz nur deshalb gegen ihn angewendet wurde, um den bösen Absichten irgend eines Feindes Vorschub zu leisten. Wenn es nicht erforderlich ist, daß besonderer Nachdruck auf den moralischen Ausgang des Dramas gelegt wird, so erwirbt der Held unsere Sympathie schon dadurch, daß er allein und unerschrocken gegen weit überlegene Kräfte kämpft.

Hier haben wir nämlich ein neues, bemerkenswertes Charakteristikum für die Einstellung der großen Masse. Sie wendet ihre Sympathie immer den Schwachen zu, sie bewundert den Mut und verabscheut die rohe Gewalt. Um hier ein Beispiel anzuführen, brauchen wir nur an die alten Märchen vom Däumling zu denken. Ich selbst muß leider ehrlich gestehen, daß mir die Riesen, die darin eine Rolle spielen, sehr sympathisch sind. Denn, von ihrem Standpunkte aus gesehen, handelt es sich doch um recht gutmütige Riesen, die einander lieben und auch von ihren Kindern geliebt werden. Wenn ich mich recht erinnere, so schenkt ein solcher Riese seinen sieben Töchtern sieben goldene Kronen, die Däumling für seine eigenen Geschwister bestig begehrt. Wer gibt ihm nun das Recht, den Riesen den Kopf abzuschneiden? Hier haben wir die Antwort: Der Riese ist groß und stark, Däumling dagegen klein und schwach; alle Aussichten sind daher günstig für die Riesen, doch die Sympathie des Zuhörers neigt sich dem kleinen Däumling zu.

Vertiefen wir uns ein wenig in die Geschichte, so finden wir, daß immer jene Frauen und Männer den Ehrenplatz im Besitz der Völker einnehmen, denen ein Unrecht widerfahren ist, z. B. Maria Stuart, Wilhelm Tell und zahllose andere. Man hat einst gesagt, die Götter freuten sich, wenn sie einen guten Menschen mit seinen Gegnern kämpfen sehen. Das Gleiche gilt auch für unseren Geschmack, nur verlangen wir, daß der Gute letzten Endes den Sieg davon trägt.

Damit soll natürlich nicht gesagt werden, daß es im Leben auch so ist. Denn hier erleiden gute Charaktere ebenso oft Schiffbruch, wie andere dagegen erfolgreich sind. Schurken haben mit braven Menschen gleichen Anteil an allem Glück und Mißgeschick, und manchmal kann man zwischen Schlechten und Guten wirklich keinen Unterschied machen. Doch im Roman, auf der Bühne und im Film leben wir in einer Welt des Unwirklichen, in der die Gesetze dichterischer Gerechtigkeit maßgebend sind.

Fast alle Filme, die populär sein wollen, müssen ein glückliches Ende haben. Die wenigen erfolgreichen Stücke, bei denen dies nicht der Fall ist, entschädigen eben auf andere Weise. Doch neunundneunzig Prozent haben damit zu enden, daß die Tugend ihre gerechte Belohnung und die Schurkerei ihre Strafe erhält. Die Zuschauer versehen sich gern in die Rolle der Personen in der Handlung. Oft ist es ja ihre eigene Geschichte, die ihre Phantasie sie auf der Leinwand erleben läßt. Und wer möchte wohl, daß seine eigene Geschichte ein unglückliches Ende nimmt?

Ich bin der festen Überzeugung, daß jeder Filmschauspieler, den das Publikum liebt und bewundert, seinerseits wieder ein unbefränkter Zuneigung dafür empfindet. Der Filmschriftsteller ist ständig bestrebt, den Geschmack des Publikums zu erforschen. Hierbei lernt er die Masse seiner Mitmenschen bewundern und lieben, weil ja deren Reigungen so menschlich und ehrenwert, so gutmütig und sympathisch, so einfach und unverdorben sind.

Über der Flutwelle des Kalkutta-Zyklons

Von Dr. Volkmar Iro.

Eine der grauenhaftesten Sturmkatastrophen des 19. Jahrhunderts war der berühmte „Kalkutta-Zyklon“ vom 5. Oktober 1864, dessen 12 Meter hohe Flutwelle vom Bengalischen Golf über das Ganges-Delta hinaufzog und gegen 100 000 Menschenleben verschlang.

Die Erinnerung an jenen Schreckenstag ist noch heute in der ganzen Bevölkerung des Uferlandes um Kalkutta lebendig, und in der kleinen Stadt Burai, die ungefähr

30 Kilometer von der Küste entfernt liegt, wird zum Andenken an diesen Tag alljährlich eine merkwürdige Feier veranstaltet.

Die Stämme von zwei auffallend hohen Königspalmen im Nordviertel der Stadt werden mit Blumenkränzen umwunden und die ganze Bevölkerung legt Opfergaben vor die Palmen, in deren Kronen eine Schar von Jungen sitzt, die den ganzen Tag oben verbringen und erst mit Einbruch der Dunkelheit wieder herunterklettern. Dann macht sich das hungrige Rudel über die gespendeten Reistöpfe, Fischgerichte und Früchte her. An dieser Bewirtung nimmt auch die übrige Jugend der Stadt teil und man würde bei diesem fröhlichen Wetteffen der braunen Bengels nie auf den Gedanken kommen, daß es sich hier um die Erinnerungsfeier an eine Katastrophe handle, wenn nicht auf einem blumengeschmückten Karren ein altes Schiffsdach von kahlköpfigen Mönchen feierlich durch die Straßen geführt würde. Auf diesem Schiffsdach sitzt ein festlich gekleideter Knabe, und die wenigen Fremden, die diese Feier besuchen, erfahren für einige Silberrupien von den Mönchen den symbolischen Sinn des Festes und die Geschichte der Rettung des jungen Varam, der als Einziger von sämtlichen Bewohnern der Stadt bei jenem Zyklon mit dem Leben davonkam.

Der zwölfjährige Varam war der Sohn des Töpfers Nangun und hatte an jenem verhängnisvollen Mittag beim Brennen der Schüsseln und Töpfe mitgeholfen. Schon am späten Vormittag war eine schwarze Wolkenmauer vom Meer her aufgezogen, die dann plötzlich näher kam, aber man hielt die von Blüten durchdrachte Wand nur für ein schweres Monsungewitter, und der alte Nangun gab seinen Söhnen noch Auftrag, rasch das Geschirr unter die Trodenhütte zu bringen und die Sarongs und Wäschestücke, die zwischen den zwei benachbarten Königspalmen aufgehängt waren, zu holen, als der Zyklon schon losbrach. Binnen wenigen Minuten war der größte Teil der leichten Bambushäuser eingestürzt, der Sturm warf Varam und seine Brüder, die zu den Palmen gelaufen waren, zu Boden. Sie konnten nicht mehr zurück und hörten jetzt trotz des Tobens des Zyklons ein Brausen, das immer gewaltiger anwuchs, und dann brandete schon die erste leichte Welle der Sturmflut an.

Varam kämpfte sich durch das Wasser bis zu den Palmen durch, kletterte schnell hoch, sah, wie sich ein riesiger Wasserberg über die Stadt wälzte, sah, wie einer seiner Brüder an der zweiten Palme hinaufkletterte, während der dritte in den gelben Wellen verschwand.

Die Palmen schaukelten im Sturm wie Halme, aber Varam hielt sich an der Krone fest, klammerte sich wie ein Affe mit Händen und Füßen an, sah knapp unter sich schreiende Menschen, brüllendes Vieh, Hütten und Bäume vorbeistreichen und das Wasser immer höher steigen.

Nach einigen Stunden hatte er weniger Mühe, sich festzuhalten, denn der Zyklon zog schnell landeinwärts, aber die ungeheuren Wassermassen, die der Wirbelwind mit sich gezogen hatte, fanden keinen Abfluß und der Junge mußte bis zum nächsten Morgen in der Krone hängen. Sein Bruder hatte in der Nacht wiederholt herübergeschrien, daß er sich nicht länger halten könne und war in der Dämmerung abgestürzt.

Als am Vormittag ein Schiffsdach an die Palmen angezogen wurde, kletterte Varam mit dem Aufgebot seiner letzten Kräfte hinunter, hockte sich auf das schwankende Fahrzeug, band es mit seinem Sarong an der Palme fest und konnte erst nachmittags durch den Schlamm waten, der die Überreste der Stadt bedeckte.

Jetzt sitzt sein ältester Enkel, der ebenfalls den Namen Varam trägt, alljährlich am 5. Oktober auf diesem Schiffsdach und die Mönche ziehen ihn feierlich durch die Stadt, die schon längst wieder überfüllt ist.

Aphorismen.

Von Hans Piroth.

Viele Menschen bringen zu ihrem Berufe statt der nötigen Ausbildung nur die entsprechende Einbildung mit.

Es gibt Menschen, vor denen wir um so mehr auf der Hut sein müssen, je tiefer sie den Hut vor uns ziehen.

Der große Mensch lebt in seinem Wissen, der brave Mensch in seinem Gewissen, doch erst eine harmonische Vereinigung von Wissen und Gewissen macht den vollkommenen Menschen aus.

Manche Menschen sitzen, aus Furcht, in ihrer Suppe ein Saar zu finden, so lange kopfschüttelnd davor, bis tatsächlich eins hineinfällt.

Neue Bücher

* **Paul Steinmüller: „Die Ernte“.** Eine Auswahl aus seinem Werk. Mit Vorwort von Friedrich Düssel. (Verlag Martin Bärner, Berlin W. 9.) Der hier zu uns spricht, ist seit Jahren ein körperlich Leidender und ein von dem Lärm der Welt still und einsam Geschiedener. Und doch ward ihm Kraft, in Tausende von Herzen Trost, Hoffnung, Freude und Glück zu tragen, und doch ist er mit Welt und Menschen durch das Band der Liebe und der Verantwortung inniger verbunden als die Unzähligen, die in aufgeregter Geschäftigkeit mit dem Schwarm laufen. Paul Steinmüller hat sich in mancherlei schriftstellerischen und dichterischen Formen versucht, ehe er die seine, die ihm eigens zuge dachte und anvertraute, fand: in Novellen, Romanen und Dramen. Daraus und aus einigen Legenden- und Gedichtsammlungen stellt dieses zu seinem 60. Geburtstag erscheinende Buch, ein Brevier seines Denkens, Fühlens, Sorgens und Lehrens, das Wesentlichste und Bedeutendste zusammen.

* **Gustav Schröder: „Die Flucht aus dem Alltag“.** Einmalige Volksausgabe. (Quelle u. Meyer, Leipzig.) Der große Roman des Thüringer Heimatdichters liegt nunmehr in einer Volksausgabe vor. Mit diesem Buch der Erinnerung ist unserer sehten, geplagten Zeit ein Werk geschenkt, dessen lebenswarme, tapfere Gestalten eine berebete Sprache führen für die hohen Werte eines durch den Lebenskampf geläuterten und gefestigten Charakters. Schröder ist durch Geburt und innere Verwandtschaft mit der Welt des mitteldeutschen Stammes, seinen Kämpfen und Nöten verbunden, und sie hat in ihm einen berebten Ausdruck und dichterische Gestalt gefunden.

* **Rudolf Ged: „—d. erzählt zum zweiten Male von Frauen, Kindern und Räusen“.** (Societäts-Verlag, Frankfurt a. M.) Das Buch von Rudolf Ged —d. erzählt von Tieren, Kindern und Begegnungen hat so viele Freunde gefunden, daß der Verfasser den Wünschen um eine Fortsetzung entsprochen hat. Zum zweiten Male erzählt —d. von Frauen, Kindern und Räusen. Wieder schöpft er aus dem Alltag, formt Beobachtetes und Erlebtes, schildert heiter oder ernst, was ihm begegnet. Ein weise Gewordener, den Erfahrungen nicht verbittert haben, verkündet das Leben mit wärmendem Humor.

* **Lenka v. Koerber: „Menschen im Zuchthaus“.** (Societäts-Verlag, Frankfurt a. M.) Seit sechs Jahren ist Lenka v. Koerber als freiwillige Anstaltsleiterin tätig. Sie kennt Gefangene während der Untersuchungszeit, während der Strafe und nach der Entlassung; mit einigen Gefangenen steht sie in ständigem Briefwechsel. Sie zeigt uns den Menschen, wie sie ihn erlebte, ohne zu beschönigen oder zu überreiben. Diese Menschen sind anders geworden als sie im freien Leben waren, die enge Zelle, die Anstaltsordnung haben ihren Einfluß auf sie geltend gemacht. Wie sie sein werden, wenn sie entlassen sind, läßt sich nur selten voraussehen. Frau v. Koerber ist viel Vertrauen bewiesen worden, weil sie den Gefangenen den Willen, sie zu verstehen, entgegenbrachte und weil sie ein intuitives Einfühlungsvermögen besitzt. Wir erleben, wie Menschen zum Opfer der Leidenschaft werden, wie sie aus Rachsucht, aus Geldgier stehlen und morden, wie junge Menschen aus Leichtsinne zur ersten Straftat kommen, der Verführung erliegen; das Schicksal sexuell Belasteter erfährt vor unserem Auge. Wer den Einfluß der gesellschaftlichen Umstände auf den Lebensweg von Glück oder Begabung weniger begünstigter Mitbürger studieren will, sollte die von Lenka v. Koerber aufgezeichneten Schicksale kennenlernen.

* **Neue Scherl-Romane.** (Verlag Scherl, Berlin.) Ein deutsches Schicksal in Amerika schildert Karl Es, der in jungen Jahren ins Land der unbegrenzten Möglichkeiten kam, in seinem Erlebnisbuch „Mit 100 Mark nach U. S. A.“ — Eine lustige Bohème-Familie bilden „Die Farrells“, die Anna Elisabeth Weirauch in ihrem Roman zeigt. Die oft bewährte Darstellungskraft von Anna Elisabeth Weirauch gibt der fesselnd geschriebenen Erzählung eine besondere Note.

* **John Owen: „Sein Freund, der Schöpfer“.** Roman. (Verlag Paul Hölzner, Wien IV.) Mit seltener Eindringlichkeit und großer, stellenweise lyrischer Kraft des Ausdrucks analysiert Owen einfache Seelen, die, in einer idyllischen Landschaft geboren, mit sich eins bleiben würden, wenn nicht ein tragisches Geschehnis sie aus ihrer Ruhe aufstörte. Der Schöpfer Lantorn ist von eines Franziskus-Liebe zum Leben erfüllt, er ist der verständnisvollste Zuhörer des

„narrischen“ Pastors und Predigers Harald, der auf den Landstraten den Frieden der Welt und der Geschöpfe verkündet. Wie dieser friedliche und von allumarmender Liebe erfüllte Schöpfer um eines Weibes willen dennoch zum Mörder wird — eines schönen, aber seelenlosen Geschöpfes, das ihn verlassen und sich einem ländlichen Don Juan an den Hals geworfen hat —, wie Lantorn zum Mörder dieses Rivalen wird, nicht weil er ihm die Geliebte genommen, sondern weil er diese entehrt und in ihrer Menschenwürde beleidigt hat, das weiß Owen mit großer Überzeugungskraft zu erzählen.

* **Das Jahr der neuen Christoterpe.** 52. Jahrgang. (C. E. Müllers Verlag, Halle/S.) Das altbekannte Jahrbuch zeichnet sich wieder durch große Mannigfaltigkeit aus. Von Anna Katterfeld wird in einem warmherzigen Aufsatz Pastor Bodelschwinghs 100. Geburtstag gedacht. Über die kirchlichen Verhältnisse in Nordamerika berichtet interessant ein ehemaliger deutscher Austauschstudent. Pastor Niemöller versteht es, aufgrund der geschichtlichen Tatsachen Gustav-Adolfs tiefreligiöse Einstellung zu beweisen. Ferner unterhaltende Beiträge von Elfriede Rotermund, Artur Brausewetter, Freitrau von Rechenberg usw.

* **Neue Bücher aus dem Verlag „Ars sacra“** (Josef Müller, München): Johannes Kleine-Katorp: „Maria“ Otto Karrer: „Gottesminne“ Bischof J. M. Sailer: „Kleine Bibel für Kranke“ Andreas Obendorfer: „Gott zu Lieb“ J. Leb: „Familienliturgie“ van Benhues: „Das Geheimnis des ewigen Lebens“ Dehant J. Minichthaler: „Heute ist diesem Hause Heil widerfahren“ van Benhues. „Der Leib und sein Recht“ Kanonikus F. Altrich: „Das Leben eines wahren Christen“ Gräfin Lerchenfeld: „Frau Lia und der Knabe mit den Gerstenbröten“ P. Beda Raegle: „Tage mit Gott“. Der führende katholische Verlag veröffentlicht wieder eine Reihe neuer Erbauungsbücher, die gleich den früher erschienenen seine Sorgfalt der Auswahl erkennen lassen. Gediegener Inhalt macht diese Schriften zu einem Hort der inneren Ruhe und gläubigen Versenkung inmitten strudelnd aufgeregter Zeit; dabei empfindet man doch nie etwas von grübelnder Abseitigkeit, sondern stets unmittelbare, wadende Beziehung zum Leben, zu den Schicksalsfragen der Seele. Die Gestaltung geschieht in künstlerisch sublimierter Form, auch äußerlich ist jedes der Bücher in hervorragender Ausstattung ein kleines Kunstwerk für sich. Wie die schönen, in handlichem Kleinformat gehaltenen Leinenbände sind selbst die kleinen, preiswerten Broschüren mit deutlich erkennbarer Liebe hergestellt und mit sehr ansprechenden Kupferstichdrucken schmückt, ein Zierde in jeder Bibliothek ist.

* **Dans Schimant: „Epochen der Naturforschung“** Leonardo — Kepler — Faraday. (Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag G. m. b. H., Berlin-Charlottenburg 2.) Ist dieses Werk zwar in erster Linie für ein Laienpublikum geschrieben, so wird doch auch der Fachgelehrte mehrfach auf Hinweise und Gedanken stoßen, die ihm wesentlich Neues bringen. So ist vor allem zur Beurteilung Leonardos weiteres sehr beachtenswertes Material beigebracht, und die Schilderung Keplers darf als der erste Versuch einer Synthese der Gesamtpersonlichkeit gewertet werden. Diese „Epochen der Naturforschung“ ist als ein kritisch auswählender Bericht geschrieben, der am Beispiel einiger bedeutender Persönlichkeiten die Denkweise der Zeit aufzeichnet und in ihrer inneren Notwendigkeit und Berechtigung modern gesehen darstellt.

— „Gibt es noch Stimmbildungsstärker?“ Diese Frage sucht der Verfasser Emil Lardn in neun Kapiteln zu beantworten: 1. Stimmbildungs-Perspektiven; 2. Das Staurinzip; 3. Die Stimmdiagnose in neuerer Forschung hier mit besonderem Hinweis auf Otto Fros Diagnostik (inzwischen ist man schon wieder auf Raab-Brodmanns Diagnostik aufmerksam gemacht worden); 4. Partialekt und Stimmdiagnose; 5. Die Stimmforschung in Amerika; 6. Das Geheimnis der Stimme; 7. Wie lang Caruso?; 8. Das Geheimnis des Erfolges 9. Sänger und Kritik. Zu einer Umfrage des Verfassers „Wie atmen Sie?“ — haben sich bekannte Kapazitäten wie Prof. Albert Fischer, Kammerlänger Fritz Krenn u. a. zwar im ganzen recht verständig, doch sehr verschiedig geäußert; und der „Verein der Münchener Stimmbildner und Gesanglehrer“ plant sogar besondere Verhandlungen über die Diagnose der sogenannten „Atemstöße“, über die bisher noch keine Einigung erzielt werden konnte. Die Frage „Gibt es noch Stimmbildungsstärker?“ darf also vorläufig noch mit „Ja“ beantwortet werden. (Verlag Adolf Nagel, Dammstadt.)